
Persistenter Identifier: 027052486_0006
Titel: Arbeiter-Jugend - 6.1914
Ort: Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung des Deutschen
Instituts für Internationale Pädagogische Forschung
Signatur: 02 A 30 ; RF 641 - 647
Strukturtyp: PeriodicalVolume
PURL: http://goobiweb.bbf.dipf.de/viewer/image/027052486_0006/1/

lassen, die Propeller beginnen zu arbeiten und, vom Gewicht der haltenden Mannschaften befreit, steigt das Fahrzeug in die Lüfte. — Es hat lange gedauert, bis das System Zeppelin sich durchgesetzt hatte. Erst als durch Flüge von über 1000 Kilometer seine Leistungsfähigkeit erwiesen war, entschloß sich die Militärverwaltung, die in dem Luftschiff ein brauchbares Kriegsinstrument sah, für rund 1 Million Mark den ersten „Zeppelin“ anzukaufen. Nicht lange danach, im Jahre 1907, wurde der Ballon während eines Gewittersturmes bei Götterdingen zerstört. Eine öffentliche Sammlung ergab die Summe von zirkafieben Millionen und damit war das Unternehmen des Grafen Zeppelin gesichert. In ziemlich rascher Folge entstand ein „Zeppelin“ nach dem anderen. Passagierfahrten für Leute mit großem Geldbeutel wurden unternommen, und alle Welt glaubte, daß in ein paar Jahren der Luftozean von Luftschiffen wimmeln würde. Namentlich unsere Kriegsschreiber fabelten das Unglaublichste über die „neue Waffe“ zusammen. Ihr Geschrei hatte Erfolg, und im deutschen Secresetat sind neuerdings ganz niedliche Summen eingestellt, um die Erfindung im Dienst des Militarismus zu bewerten. Aber die Bäume unserer „Luftpatrioten“ sollten nicht so schnell wie sie dachten in den Himmel wachsen. Ein eigenartiger Unstern scheint über den Luftschiffen zu walten, und im Laufe der letzten Jahre haben sich auch die größten Phantasten davon überzeugen müssen, daß von einem vollkommenen Luftschiff bei keinem der vorhandenen Systeme die Rede sein kann.

Doch gleichviel: es ist etwas Gewaltiges um den Fortschritt der Technik. Der alte Karostraum ist zum größten Teil Wirklichkeit geworden. An uns muß es sein, die Menschheit zu Kulturhöhen hinaufzuführen, in denen es unmöglich ist, daß jede gegenbringende Erfindung gleich zum Mordwerkzeug ausgenutzt wird. Die Forderung der Arbeiterklasse lautet darum auch auf diesem Gebiete:

Die Technik in den Dienst der Kultur!
Erwin Neumann.

Religionsunterricht.

In dem ufermärktischen Bauerndorfe Lunow hielt der Kantor Religionsstunde. Es wurde noch nach dem alten Katechismus unterrichtet.

Tine Haberland mußte natürlich nichts, nicht einmal die Antwort auf die Frage konnte er geben:

„Was soll deine vornehmste Sorge sein?“

Dem Kantor reißt die Geduld. Tine muß sich zur Strafe draußen auf der Straße vor der Schulkür hinstellen, um über die ernste Frage nachzudenken.

Das ist der Schandplatz; wer vorbeigeht, der wird Tinen hecheln. Da kommt ein hochbeladener Heuwagen angerumpelt. Oben drauf thront der alte Bauer Christian Henning. Er knurrt den heulenden Tine gutmütig an:

„Na, wat häst du denn utefräten (ausgefressen)?“

„Ich weest nich, wat mine vornehmste Sorje sind saß!“

„I wat! Hocp man rin und seih: „Daß ich den Willen Gottes tue!“ Schnell säht sich Tine mit dem Kermel über das Gesicht und hinein gehts.

Er freut, daß Tines Gedächtnis doch noch funktioniert, wiederholt der Kantor die schwerwiegende Frage und Tine beantwortet sie richtig: „Daß ich den Willen Gottes tue!“

Der Kantor will seiner Freude die Krone aufsetzen und richtet auch gleich die nächste Katechismusfrage an Tine, welche lautet: Woher weißt du das? — und worauf die Antwort zu geben ist: Aus der Heiligen Schrift und den zehn Geboten, die ich nicht gehalten habe.

Tine schauderts, aber dann antwortet er mutig und wieder:

„Olle Christ Henning hat mir's gesagt.“

Der Kreischulinspektor ist angejagt, und der menschenfreundliche Kantor sieht in seiner Not, den hohen Herrn nur einigermaßen zufriedenzustellen, keinen anderen Ausweg, als den umfangreichen Katechismus in einzelne Teile zu zerlegen und jedem Schüler nur zwei bis drei bestimmte Fragen zum Auswendiglernen aufzugeben. Er merkt sich bei den betreffenden Fragen die Namen der Jungen vor, die die richtige Antwort intus haben, in der wohlwollenden Absicht, bei der Prüfung nur an Hand dieser Liste die Fragen zu stellen.

Auf Tine ist der zweite Teil des Glaubensbekenntnisses gefallen: Und an Jesum Christum usw.

Wider alle Gewohnheit aber geht der Schulinspektor, durch die verblüffende und ungewohnte Sicherheit der Antworten veranlaßt, selbst zur Fragestellung.

„Erlauben Sie, Herr Kantor,“ damit unterbricht er diesen und wendet sich außer der Reihe an Tine: „Sage mir dein Glaubensbekenntnis, mein Kind!“

Tine erhebt sich und legt tapfer an:

„Und an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn, —“

„Ja, aber glaubst du denn nicht, daß dich Gott geschaffen hat samt aller Creatur?“

Das ist gegen die Verabredung, denkt Tine ärgerlich, und es entfährt ihm, indem er in ungetrübter Ueberzeugungstreue auf seinen Nachbar zeigt:

„Das glaubt ja der Gustav hier!“ —

Mensch und Affe.*

Von Gg. Engelbert Graf.

Durch die Dorfstraße kommt vom Bahnhof her in eleganter städtischer Kleidung und vornehmer Haltung ein Herr. Neugierig stecken die Nachbarn die Köpfe zusammen. „Ich laß mich hängen, wenn das nicht Schniepeföhls Altester ist. Guck doch bloß, dieselbe Nase und gerade so wasserblaue Augen.“ „Und die Schultern zieht er hoch wie sein Großvater.“ „Und solch lange Ohren haben nur die Schniepeföhls.“ „Ja, der tut nun groß und will uns nicht mehr kennen, der Hochmutspinzel.“

Wir denken uns den Menschen in eine Affengesellschaft verlagern und spielen nun den neugierigen Zuschauer. Oder noch besser, wir denken uns die Menschheit und die menschenähnlichsten Affen zusammen. Denn es wäre doch falsch, den modernen Kultureuropäer als den Normalmenschen im naturwissenschaftlichen Sinne auszugeben; um das nötige Augenmaß nicht zu verlieren, müssen wir neben ihn auch den Buschmann von heute und den Australneger stellen. Schon rein äußerlich wird uns dann auffallen, daß viele gemeinsame Züge beim Menschen und menschenähnlichen Affen auf eine enge Verwandtschaft hindeuten, und daß eine Unmenge von Variationen innerhalb der Menschheit, von Verschiedenheiten in Bau und Formen des Körpers, die Brücke herstellen zwischen ihm und seinen nächsten tierischen Verwandten.

Ein Europäer neben einem Schimpanzen: welcher Abstand! Dort helle Haut, geringer Haarwuchs, große Gestalt; hier dunkle Haut, starke Behaarung, geringe Größe! Aber die Negervölker haben dunkle Haut, die Ainos, die Ureinwohner von Japan, zeigen starke Behaarung am ganzen Körper, und Zwergstämme leben im Innern Afrikas, die nur eine durchschnittliche Größe von 1,40 Meter erreichen. Andererseits zeigen einzelne Drang-Utanarten einen auffallend spärlicher Haarwuchs; die Hautfärbung wechselt in bestimmten Grenzen, und was die Größe anlangt, so übertrifft der Gorilla in aufgerichteter Stellung den Menschen. Ein besonderes Kennzeichen des Menschen sind nur die Achsel- und Schamhaare, während im übrigen beim Menschen und beim Menschenaffen sowohl die behaarten, als auch die stets haarlos bleibenden Körperstellen übereinstimmen. Selbst die Anordnung der einzelnen Haare, die Richtung, in der sie wachsen, ist wesentlich dieselbe; z. B. sind bei uns und bei den Menschenaffen die Haarpiken am Oberarm und Unterarm nach dem Ellbogen zu gerichtet. Lange Zeit hat man das Ohrfläppchen als menschliche Eigenart bezeichnet, aber nicht selten fehlt es beim Neger und bei vielen Frauen; und, wenn auch nur schwach entwickelt, zeigt es sich beim Gorilla. Jedoch diese äußerlichkeiten allein sollen uns noch lange kein triftiger Beweis für die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit von Mensch und Affe sein. Sonst müßte man ja jeden, der die Schultern hochzieht, zur Familie Schniepeföhls zählen. —

Ein wenig Sprachenkunde soll uns weiterhelfen. Wer als Deutscher nie Italienisch gelernt hat, ist in Italien verraten und verkauft, und wer in Mejerik oder Luntenhäusen einen Dorfbub auf englisch fragt, der wird auf kein Verständnis rechnen dürfen. Die Sprachen der europäischen Nationen sind heute einander fremd, und doch gehen sie auf eine gemeinsame Wurzel zurück. Der Bau vieler Worte läßt den gemeinsamen Ursprung deutlich erkennen. Wir sagen „drei“, der Engländer meint daselbe und sagt „three“, der Franzose schreibt „trois“, der Italiener „tre“, seine Vorfahren, die alten Römer sprachen „tres“, und bei den Griechen hieß es „treis“. Die Vokale sind verschieden, das Schluß-s ist in einzelnen Sprachen in Wegfall gekommen, aber gemeinsam ist allen der t-Laut mit nachfolgendem r; das ist sozusagen das Skelett des Wortes. Und dieses selbe Skelett entdecken wir bei dem Wort für „drei“ im Russischen, Schwedischen, Litauischen, Armenischen, Persischen und Indischen — einer der vielen Beweise dafür, daß auch diese Sprachen mit der unsrigen verwandt sind.

*) Vergl. die Aufsätze in Nr. 23 und 24 des vorigen Jahrgangs.